

Christa Müller

Urbane Agrarkultur und neue Subsistenz

Der Zukunftsforscher Matthias Horx identifiziert in seinem 2009 erschienenen „Buch des Wandels“ drei Megatrends. Neben grünen Energien und Netzmacht scheint ihm vor allem der erstgenannte Trend „Back to the basics“ bemerkenswert. Ausgerechnet Horx, der kaum je als Kritiker, sondern gerne als euphorisierter Anhänger der Fortschrittsmythen aufzutreten pflegt, prognostiziert: „Menschen werden sich wieder mehr mit den Grundlagen ihres Daseins beschäftigen.“ Horx benennt explizit Ernährung, Natur und Handwerk als die „stofflichen Dinge, die Traditionen unserer Existenz“ (Horx 2009:342).

Zukunftsforscher beobachten Trends. Und was sich in den letzten Jahren mitten in unseren Städten ereignet, ist in der Tat aufsehenerregend. In Berlin bauen junge GroßstadtbewohnerInnen Seite an Seite mit türkischen Alteingesessenen am Kreuzberger Moritzplatz Gemüse in Bäckerkisten und ausgedienten Reissäcken an, die ersten Parks werden von Anwohnerinnen und Anwohnern übernommen und in Eigenregie betrieben (Gemüsebeete inklusive), Selbsterntegärten und Bauerngärten boomen, die Initiative Mundraub.org „taggt“ Fundstellen von lokalen Obstsorten via Web 2.0, die Bewegung der Interkulturellen Gärten wächst weiter, Nachbarschaftsgärten, Kiezgärten, Gemeinschaftsdachgärten entstehen und vernetzen sich untereinander (vgl. Müller 2011 zum facettenreichen Phänomen des neuen urbanen Gärtnerns und dessen Bedeutungskontexten).

Gesunde und lokale Lebensmittel mitten in der Stadt anzubauen, sie mit anderen zu teilen oder zu tauschen, sie vor Ort gemeinsam zu verzehren, das ist in einer sich gänzlich über den Konsum definierenden Gesellschaft zunächst eine ungewöhnliche Haltung. Sie geht auf Formen der Vergemeinschaftung zurück, die keine traditionellen, sondern höchst zeitgemäße Situierungen aufweisen: Zugehörigkeit zu sozialen Netzwerken, neue Erfahrungen von Heimat, Wertschätzung von Wahlverwandtschaften und Freundschaft, der Wunsch, zur Ruhe zu kommen, ein gutes Essen oder einfach den Moment genießen zu können. Auch die längerfristig angelegte sinnliche Erfahrung, Lebensmittel selbst anzubauen und zu ernten, darüber Wachstumszyklen beobachten und sich als produktiven Teil der städtischen Natur wahrnehmen zu können, hat in der zunehmend virtuell gesteuerten sozialen Welt Konjunktur. Der Garten ermöglicht auf eine unaufdringliche Weise die Erfahrung von Lebendigkeit. Er ist ein Ort der Sensibilisierung für das „gute Leben“ und für die Natureinbettung auch des menschlichen Seins. Er vermittelt die Zyklen des Werdens und Vergehens wie kaum ein anderer Ort in der ökonomisierten und effizient organisierten Hochmoderne.

Was für New York und andere US-amerikanischen Städte schon seit Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit ist, nämlich das gemeinschaftliche Gärtnern auf Brachflächen oder das Imkern auf Hochhausdächern, ist allerdings immer zugleich auch ein Kampf gegen die städtische Armut. Carolin Mees beschreibt in ihrem Beitrag „Nahrungsmittelanbau in New York City“, dass längst eine bedeutende Menge von Lebensmitteln in städtischen Gärten und Farmen erzeugt wird. Mehr als 700 Community Gardens, aber auch kommerzielle Produzenten, Hinterhofgärtner und Food Banks „...nutzen Brachflächen, Parks, Glashäuser, Dachflächen, Balkone, Fensterbänke und die Uferzone von Gewässern für den Anbau von Nahrungsmitteln“ (Mees 2009, S. 136).

Auch wenn der unmittelbare Mangel an Lebensmitteln nicht das Thema der saturierten europäischen Städte ist: Die innerstädtische Landwirtschaft ist in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der globalen Nahrungsmittel- und Ressourcenkrise ins Blickfeld gerückt. Der amerikanische Publizist Michael Pollan sagte im Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Februar 2009:

„... wir müssen uns mehr mit urbaner Landwirtschaft auseinandersetzen, das Potential zur Nahrungsmittelerzeugung in den Städten viel besser ausnützen. ... je knapper das Öl wird, desto wichtiger wird es, Äcker in der Nähe der Städte zu erhalten. So, wie man Naturschutzgebiete nicht als Bauland nutzen darf, werden wir auch für Äcker Schutzregelungen schaffen müssen. ... Die Vorstellung, unser Essen um den halben Erdball zu transportieren, wird sehr bald sehr kurios erscheinen.“

Längst haben auch die Debatten in der Stadtplanung begonnen. Die Rede ist von „produktiven Stadtlandschaften statt Shopping-Malls“. „Urbanisierung heißt in Zukunft Wachstum der Grünräume“, wird der Architekt Friedrich von Borries in der ZEIT vom 28.10.2010 zitiert. Von Parks wird derzeit gar nicht gesprochen; die Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung ist vielmehr dabei, die „produktiven Grünräume“ konzeptionell zu entdecken (vgl. Bohn/Viljoen 2011).

In München hat das Architektenteam „Agropolis“ mit seinem Planungskonzept für einen neu zu bauenden „Stadtteil des Erntens“ im Münchener Westen Aufsehen erregt. Die skizzierte „metropolitane Nahrungsstrategie“, die den städtischen Wettbewerb „Open Scale“ gewann, setzt von der landwirtschaftlichen Produktion bis zur Zubereitung auf eine zukunftsfähige Nahrungsökonomie, die den Eigenanbau, die In-Wertsetzung der regionalen Ressourcen und den nachhaltigen Umgang mit dem Boden ins Zentrum der Stadtplanung stellt (vgl. Müller 2011).

Trend Selbermachen und Handwerk

Die Wiederentdeckung des Nahraums und die allerorten zu verzeichnende Strömung hin zum Regionalen und Lokalen ist unmittelbar geknüpft an einen weiteren Trend:

Selbermachen, auch „Crafting“ genannt. Sich auf die eigenen Fähigkeiten zu besinnen und die Dinge, dort, wo es geht, wieder selbst in die Hand zu nehmen, macht derzeit als eine markante Gegenströmung zum „totalen Konsum“ Furore (vgl. Friebe/Holm 2008).

Eigenarbeit, Subsistenz, Selbermachen erleben eine Renaissance, die nicht wenige Feuilletonisten und Zeitdiagnostiker staunen lässt. So konstatierte Tobias Kniebe im SZ-Magazin: „Globalisierungs- und Kapitalismuskritik, Boykott von Großkonzernen, Fair-Trade-Ideen und ein neuer Feminismus vermischen sich hier auf wundersame Weise zu einem Modell der Gegenökonomie, wo Einzelstücke und Sammler des Individuellen, Kreativität und Sinnsuche zum Kaufen und Gekauftwerden zusammenkommen. ... Sollte die globale Finanzkrise noch ein wenig schlimmer werden, die letzte Sparkasse dicht machen und die Zivilisation zusammenbrechen, sind die neuen Selberrmacher jedenfalls bereit.“ (Kniebe 2008)

Das Selbermachen als bloße Reaktion auf die Krise der Finanzmärkte zu interpretieren, wäre sicher unterkomplex. Selbermachen ist auch der Versuch, das Eigene trotz tendenziell vereinnahmender und kolonisierender Dominanz des Marktes, der primär vorgefertigte Waren liefert, neu zu entdecken und zu kultivieren. Die Trendforschung spricht in diesem Zusammenhang von „Re-Grounding“ und sieht dafür gleich mehrere Gründe. Einer liegt klar im Greenwashing von Unternehmen und ihren Produkten mit der Folge mangelnder Transparenz und Vertrauen in die Hersteller. Silke Borgstedt, Direktorin Sozialforschung beim Sinus-Institut kommentiert: „... was liegt da näher, als gleich selbst zum Hersteller, zum Gärtner zu werden.“ (Borgstedt 2011) Sie hält die Konzentration auf das Nahumfeld und die damit einhergehende Gestaltung desselben nach eigenen Vorstellungen nicht für einen Rückzug, sondern für eine konsequente, „selbstbestimmte Reduktion von (fremdbestimmter) Komplexität, um sich auf das Wesentliche besinnen zu können. Re-Grounding ist eine Strategie, sich in den dauerhaft unsicheren Verhältnissen einzurichten.“ (ebd.)

Konzentriertes Tun und das Bemühen, eine Sache um ihrer selbst willen gut zu machen, ist, so sagt der Soziologe Richard Sennett, ein menschliches Grundbedürfnis und typisch für handwerkliches Arbeiten. Sennett geht davon aus, dass das handwerkliche Ethos dem Einzelnen wie der Gesellschaft nutzt. Für ihn ist im Grunde alles das Handwerk, was gut gemacht ist, letztlich ein Arbeitsethos, das nicht nur vom Produkt her gedacht wird, sondern auch von der Qualität des Herstellungsprozesses (vgl. Sennett 2008). In eine ähnliche Richtung argumentiert Christine Ax in der 2009 erschienenen Publikation „Die Könnengesellschaft“. Für sie ist das Handwerk geprägt von der „Dauerhaftigkeit und Wertigkeit der Arbeit und des Werkes“ und ermöglicht die „Arbeit an der eigenen Könnerschaft“ (vgl. Ax 2009, S. 99f). Diese hält sie für fundamental, um Menschsein in all seinen Potenzialen entfalten zu können, denn: „Eine Gesellschaft, die Menschen ‚produziert‘, die nichts mehr können (dürfen) als konsumieren, fühlt sich ärmer als viele ‚arme‘ Gesellschaften.“ (ebd., S. 27f)

Der Philosoph Wilhelm Schmid führt an, dass handwerkliche Arbeit auch eine zentrale Rolle für die Entwicklung von Lebenskunst spielt. Handwerk ist erfahrungsgesättigtes Tun. Der Handwerker und die Handwerkerin investieren Wissen und Können, Geschick und Ausdauer in den Herstellungsprozess, und das fertige Produkt ist ihnen nicht gleichgültig (vgl. Schmid 2008).

Zwar ist gerade auch im Internet die Lust am Selbermachen präsent, aber konkretes handwerkliches Tun hat seine ganz eigene Qualität und kann einen guten Ausgleich zu virtuell gesteuerten Lebenwelten sein. Handwerken und Gärtnern ist eine Möglichkeit, Komplexität zu reduzieren, der Reizüberflutung, der Überforderung zu begegnen, Entschleunigung und Downshifting zu betreiben, der „Kultur der Unterbrechung“ einen Riegel vorzuschieben, sich zu erden. Körperliche Tätigkeit und Dinge im wahrsten Sinne des Wortes be-greifen sowie der Umgang mit Materie ermöglichen einen Zugang zum materiellen Aspekt unseres Seins. Hier werden grundlegende Erfahrungen gemacht, die Körper und Geist in die Welt bringen.

Auch Arbeit ist ein Teil des „Guten Lebens“, jedenfalls dann, wenn sie weitgehend selbstbestimmt ist. Nach den Erkenntnissen der Glücksforschung ist der Mensch dann am glücklichsten, wenn er bewältigbare, herausfordernde Arbeiten verrichtet. Nur KonsumentIn zu sein, befriedigt auf Dauer niemanden. Der Verlust von Gestaltungsmacht ist eine der Ursachen für die verbreiteten Sinnkrisen. Überversorgung mit Waren geht oft einher mit emotional-kultureller Unterversorgung, mit Kompetenz- und Eigenwertverlusten. Der Neurobiologe Gerald Hüther betont: „Es gibt kein stärkeres Bedürfnis der Menschen als das, dass sie sich als selbstwirksam erfahren wollen“. Selbermachen ist demnach „eine Rückbesinnung auf diejenigen Bereiche im eigenen Leben, wo man noch wirklich etwas gestalten kann“ (Hüther im Interview in Focus 23/2009, S. 82).

Postwachstumsgesellschaft

Konsumismus war die Leitkultur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auf ihr wurden Biographien, Sozialsysteme, ja komplette Gesellschaften gebaut. Diese Leitkultur beginnt zu bröckeln, sie legt immer mehr Menschen an ihren Rändern ab, schließt aus, beginnt aber auch von innen zu erodieren, denn sie steht auf tönernen Füßen: Unendliches Wachstum ist eine Illusion und ohne das Schmiermittel Öl nicht möglich – und das wiederum wird knapp. Könnte es also sein, dass die wachsende Einsicht in die illusionäre Grundlage des westlichen Lebensstils die allerorten neu entstehenden Formen der Subsistenz hervorruft? Interessant ist zumindest die Beobachtung, dass sich das Gärtnern in der Stadt keineswegs nur auf alternative Milieus beschränkt. Vielmehr gärtnern die neuen Mittelschichten ebenso wie deklassierte Asylbewerber, postmaterielle wie konservative Milieus, autonome Großstadtaktivisten wie „moderne Performer“. Quer dazu zeigen sich in den Gärten nachhaltige Lebensstilelemente, die vielversprechend für den vor uns liegenden Transformationsprozess von einer Industriegesellschaft hin zu einer postfossilen Gesellschaft sein könnten.

Es ist heute durchaus keine Nischenposition mehr, die These zu vertreten, dass Wachstum und Nachhaltigkeit gerade im globalen Maßstab nicht miteinander vereinbar sind. Dieses Erkenntnis kollidiert zwar heftig mit den Mainstream-Diskursen der Politik, die an dem Paradigma festhält, wirtschaftliches Wachstum und Surplus müssten erzielt werden, um eine Umverteilungsgesellschaft auch in Zukunft realisieren zu können. Jedoch ist auffällig, wie sich derzeit ausgerechnet in konservativen Kreisen um Biedenkopf, Köhler und Miegel eine markant wachstumskritische Position Gehör verschafft, die sich auf die wissenschaftlichen Grundlagen der Ökologischen Ökonomie bezieht. Der Oldenburger Ökonom Niko Paech vertritt die These, dass sich Wachstum und Nachhaltigkeit ausschließen und erteilt den regelmäßigen Neuauflagen der Konzepte von qualitativem, entkoppeltem oder dematerialisiertem Wachstum eine Absage. Am Beispiel des zusätzlichen Energieverbrauchs virtueller Medien wie YouTube, MySpace, Second Life, eBay oder Google macht er deutlich, dass qualitatives Wachstum nie materiellos sein kann und zudem „...ersetzt es das bisherige quantitative Wachstum nicht, sondern verleiht ihm buchstäblich Flügel. Es sind gerade die Wissens- und Kreativitätsschübe, welche der material- und energieintensiven Wertschöpfungsmechanik neue Spielräume zur Expansion eröffnen. Qualitatives und

quantitatives Wachstum sind keine Alternativen, sondern untrennbare, einander verstärkende Triebkräfte. Das gilt selbst dann, wenn es sich bei ersterem um Innovationen im Bildungs- oder Gesundheitssystem handelt“ (Paech 2010a, S. 16).

In einem Beitrag für Le Monde Diplomatique macht Paech wiederum am Beispiel der erneuerbaren Energien deutlich: Wenn der flächendeckende Ausbau von Bio-, Solar- und Windenergieanlagen nicht mit einem gleichzeitigen Rückbau fossiler und atomarer Kraftwerke einhergeht, nehmen die Umweltbelastungen sogar zu, weil die Produktions- und Logistikketten der neuen Anlagen zusätzlich zu Buche schlagen: „Aber selbst wenn die Erneuerbaren tatsächlich zu einer absoluten CO(2)-Reduktion beitragen könnten, würden sie doch noch immer unversiegelte Flächen verbrauchen. Und die gehören inzwischen zu den knappsten Ressourcen überhaupt. Ihr massiver Verbrauch ist mit einer wirklich nachhaltigen Wirtschaft nicht vereinbar.“ (Paech 2010b)

Für Paech kann nachhaltige Entwicklung nur die Kunst der Reduktion sein. Andere, wie z.B. schon die Autoren der ersten Wuppertal Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“, sprechen von Suffizienzrevolution, die die heute in aller Munde befindliche Effizienzrevolution notwendig flankieren müsse. Deshalb zielt eine Postwachstumsökonomie darauf, Expansionszwänge zu überwinden. Wenn Bedürfnisse, die einst durch Handwerk, lokale Versorgung und soziale Netzwerke befriedigt wurden, durch käufliche Produkte, Dienstleistungen sowie eine komfortable Automatisierung und Mechanisierung erfüllt werden, durch eine fortschreitende Ökonomisierung aller Lebensbereiche also, kann eine zukunftsfähige Entwicklung nicht stattfinden, meint Paech.

Deshalb setzt er klar auf Subsistenz, nämlich auf eine „Reaktivierung nichtkommerzieller Versorgung: Eigenarbeit, handwerkliche Fähigkeiten, (urbane) Subsistenz, Community-Gärten, Tauschringe, Netzwerke der Nachbarschaftshilfe, Verschenkmärkte, gemeinschaftliche Nutzung von Geräten sowie regionale Kreisläufe auf Basis zinslos umlaufgesicherter Komplementärwährungen würden zu einer graduellen Deglobalisierung verhelfen“ (ebd.).

Würden diese Strategien mit einer Halbierung der durchschnittlichen Erwerbsarbeit kombiniert, bräuchte der auf Geldwirtschaft und industrieller Arbeitsteilung basierende Komplex nur noch halb so groß sein. Zudem wäre er so umzugestalten, dass die Neuproduktion von Gütern eine eher untergeordnete Rolle spielte. Der Fokus läge auf dem Erhalt, der Um- und Aufwertung vorhandener Produktbestände und Infrastrukturen und auf der längeren und intensiveren Nutzung von Gegenständen. Zudem wären Elemente einer Geld- und Bodenreform sowie die Einführung individueller Kohlendioxidbilanzen notwendig (vgl. ebd.).

Bleibt die Frage: Wer soll eine solche Politik gestalten? Auf der Hand liegt, dass die gegenwärtigen politischen Strukturen nicht mehr den Erfordernissen einer Gesellschaft im Transitstadium entsprechen und ganz neue Interessenskonstellationen zwischen öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Akteuren erkannt und aktiviert werden müssten, um die notwendigen Voraussetzungen für den Wandel zu schaffen. Hierbei ist die Mikroebene des zivilgesellschaftlichen Alltags neu in den Blick zu nehmen.

Dabei könnten die Akteure der neuen urbanen Gärten eine nicht unwesentliche Rolle spielen, wie ich im Folgenden an einigen Fallbeispielen zeigen möchte. Der Garten ist nämlich weit mehr als nur ein Ort des Säens und Erntens. Gemüseanbau ist auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt in Frage stellen. Sie gärtnern, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Und nicht zuletzt stößt man beim Säen und Ernten irgendwann auch auf solche Fragen wie: Wem gehört das Land, wer erntet seine Früchte? Und ist eine andere Welt nicht am besten pflanzbar?

Guerilla Gardening

„Guerilla Gardening ist eine Schlacht um die Ressourcen, ein Kampf gegen Landmangel, gegen ökologischen Raubbau und verpasste Möglichkeiten. (...) Guerilla Gardening ist eine Schlacht, in der die Blumen die Munition sind.“ (Reynolds 2009, S. 12)

„Wenn dir Land zum Gärtnern fehlt, denk immer daran, dass dir das Land fehlt, während andere mehr als genug besitzen. Es macht also Sinn, Gelände zu bewirtschaften, die

anderen gehören... Aus Mangel an eigenem Land zum Guerilla-Gärtner zu werden, ist die natürlichste Sache der Welt.“ (ebd., S. 50)

Diese Zitate des Briten Richard Reynolds, Autor von „Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest“ – Grundlagenwerk und unverzichtbares Handbuch für jede AktivistIn – verweisen deutlich auf die politische Selbstverortung der Guerilla Gardening-Szene, einer Unterströmung innerhalb der Bewegung der neuen urbanen Gärten. Neben unverkennbarer Ökonomiekritik klingt hier der Sex Appeal des selbstbemächtigten Urban Underground an: die Aura der Überschreitung des Erlaubten und die ganz und gar unbürokratische Gestaltung des eigenen Umfelds – Ingredienzien, die das Guerilla Gardening in der medialen Aufmerksamkeitsskala für urbanes Gärtnern nach ganz oben geschoben haben.

Nicht, dass das Phänomen als solches neu wäre. Schon in den siebziger Jahren eroberten sich türkische EinwanderInnen die Brachflächen der Innenstädte, um Bohnen und anderes Gemüse anzubauen. Ebenfalls ohne zu fragen. Ihre Motivation war dabei nicht der Protest, sondern vielmehr eine naheliegende Subsistenzstrategie. Im Vergleich zu dieser handfesten Versorgungsabsicht wirkt es, zumal auf den ersten Blick, verspielt oder auch, um einen Begriff aus der Mottenkiste des 68-er-Vokabulars zu bemühen, fast ein bisschen „reformistisch“, wenn verkehrsuntoste Inseln mit Saatbomben von Vergissmeinnicht „beworfen“ und dadurch nicht etwa lahmgelegt, sondern lediglich „verschönert“ werden. Dennoch: Die Guerilla Gardeners begreifen ihre Interventionen entschieden als politisch, als symbolträchtige Interventionen im öffentlichen Raum, der zurückerobert oder von der einseitigen Belagerung durch Beton und motorisierten Verkehr befreit werden soll. Dabei sensibilisieren Guerilla Gardeners den Blick für fehlende Lebensqualität in den unwirtschaftlichen Räumen der Städte und verweisen zugleich auf Planungsdefizite und verfehlte Stadtpolitik. Sie tun dies allerdings nicht im Duktus der 1980er des „Dagegenseins“, sondern bedienen sich feinsinnigerer Kommunikationsformen und Wendungen wie etwa dem ironischen Slogan „Keine Pflanze ist illegal!“

Gemeinschaftsgarten Rosa Rose

Manchmal führt das nomadische Guerilla Gardening auch zu Verstetigungen. Wie im Fall von Rosa Rose, dem vielleicht bekanntesten Nachbarschaftsgarten in Deutschland (www.rosarose-garten.net). Er entstand aus einer spontanen Brachflächenkultivierung in Berlin-Friedrichshain. In der Kinzigstraße lagen jahrelang mehrere Grundstücke brach und verwahrlosten zunehmend. Im Mai 2004 ergriffen dann einige BewohnerInnen die Initiative und riefen zur „Aktion Nachbarschaftsgarten“ auf. Es kamen unterschiedliche Menschen zusammen und bauten einen Gemeinschaftsgarten auf, der offen für alle und die verschiedensten Arten der Nutzung war. Schnell etablierten sich kleinkulturelle Veranstaltungen und Workshops, das selbstgebaute und -bespielte Open Air Kino oder die Location für Nachbarschaftsfeste.

Rosa Rose ist ein anschauliches Beispiel für eine boomende urbane Gartenbewegung in den westlichen Großstädten. Die Bewegung ist jung, bunt und, was die sozialen Situierungen ihrer Akteure betrifft, heterogen. Die Bezugnahme auf Guerilla Strategien war womöglich eine der wichtigsten Strategien, um das Themenfeld Gärtnern und Subsistenz, jahrzehntelang befrachtet von Knappheitsdiskursen und dichotomen Modernisierungsvorstellungen, zu befreien und neu zu kommunizieren.

Die Kreativität der urbanen GärtnerInnen riss selbst dann nicht ab, als die Grundstücke in dem grünarmen Kiez bebaut werden sollten und der Nachbarschaftsgarten im Juli 2009 geräumt wurde: In Form einer Umzugsparade, die zugleich als Demonstration für eine nachhaltige Stadtentwicklung von unten fungierte, wurden die Pflanzen zum Überwintern auf „Asylbeete“ der vernetzten Berliner Gartenszene gebracht. Heute wachsen sie auf neuen Flächen weiter.

Karin Werner beschreibt in ihrem Aufsatz „Eigensinnige Beheimatungen.“

Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstandes gegen die neoliberale Ordnung“ den Gartenumzug von Rosa Rose, bei dem blumengeschmückte junge Leute Gemüsepflanzen, Büsche und Obstbäume auf Lastenfahrrädern durch Berlin transportierten: „Der Exodus kam als öffentliches Spektakel zur Aufführung. Langsam und relativ leise bewegte sich die mit Pflanzen beladene Fahrradkarawane durch die Straßen und gab dabei das Bild eines nie

zuvor gesehenen Hybridwesens ab, das auf den ersten Blick schwer zu lesen war. Das Kompositum aus Fahrrädern, Menschen und Pflanzen war visuell weit mehr als die Summe seiner Teile. Es bot ein Vexierbild, es gab Rätsel auf, es bleibt beim Publikum unvergessen. Natürlich hätte man die zum Teil recht großen und schweren Pflanzen auch ganz unspektakulär in einen Transporter laden und in den neuen Garten überführen können, doch ging es den Aktivisten ja gerade um die öffentliche Inszenierung. Der Garten wurde durch die spektakuläre Aktion zu einer singulär markanten visuellen Ikone. Das Gravitätsch-Komische des Auszugs, das Drama der Enterdung und das Groteske und Schmerzhaft-Seltsame der Dislozierung teilten sich auch ohne viel Worte dem Straßenpublikum mit. Der Gartenexodus war eine ästhetische Intervention mit großer Wirkmacht und ist Teil der kollektiven Erinnerung der Berliner Gartenszene.“ (Werner 2011)

Bürgerpark in Bürgerhand: Die Laskerwiese

Unweit vom Berliner S-Bahnhof Ostkreuz entstand 2006 der Bürgergarten Laskerwiese auf einer öffentlichen Fläche des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg. Auf 35 meist zwölf Quadratmeter großen Parzellen werden Obst und Gemüse für den Eigenbedarf angebaut. Auf der öffentlich zugänglichen Restfläche wurden Zier- und Obstgehölze gepflanzt, ein Duftstaudenbeet, ein Teich, ein Bolzplatz, eine Liegewiese und Wege zum Flanieren sowie eine kleine Terrassenanlage angelegt, die auch für kulturelle Veranstaltungen genutzt werden kann. Das Besondere: All dies geschah in Eigenarbeit und Eigeninitiative sowie nach eigenen Vorstellungen einer Gruppe von inzwischen 35 Anwohner/innen, die eine verwilderte und vermüllte Brachfläche in ein kleines Kiezparadies verwandelten.

Die Vereinsmitglieder, die alle in der Nachbarschaft wohnen, überlegten in einem ersten Schritt gemeinsam mit dem damaligen Baustadtrat, was man mit und auf der Brachfläche machen könnte, gründete einen Bürgerverein und schloss nach doch noch langen Auseinandersetzungen schließlich mit dem Bezirksamt einen Überlassungsvertrag. Der Verein verpflichtet sich darin, diverse Pflegeleistungen wie Baumschnitt oder Rasenschnitt für das gesamte Gelände zu erbringen. Im Gegenzug erhält er pachtfreie Parzellen und Beete für die Vereinsmitglieder, die lediglich 16 Euro Vereinsbeitrag inklusive Gießwasser im Jahr zahlen. Auch Kosten für Saatgut fallen kaum an, da das Saatgut selbst produziert und im weit verzweigten Berliner Gartennetzwerk getauscht werden kann. Vorteil für die Stadt bzw. den Bezirk: Er musste die öffentliche Grünfläche nicht anlegen und auch nicht mehr pflegen.

Frauke Hehl, seit Anbeginn (und bis vor kurzem) Vereinsvorsitzende von Laskerwiese e.V., vernetzt den Bürgergarten mit anderen Gartenprojekten in Berlin und ist für die Kommunikation mit den Ämtern zuständig. Diese Art von Verhandlungen sind Neuland sowohl für die Verwaltung als auch für zivilgesellschaftliche Akteure. Frauke Hehl kann deuten und übersetzen. Sie sagt, dass die Verwaltungslogik mitunter mit den Vorhaben der Menschen kollidiert steht, die „ hier mit dem Spaten stehen und nicht verstehen, warum sie jetzt noch wochenlang auf irgendwelche Ausschreibungen warten sollen. Oder andersrum, im Garten, der ausschließlich von den Bewohnern gepflegt wird, sind plötzlich Baumnummern angenagelt, ohne dass im Vorfeld eine Kommunikation erfolgt wäre. Da sind noch enorme Lernprozesse notwendig. Denn man kann nicht Leute ehrenamtlich involvieren und partizipieren lassen, ohne ihnen eine entsprechende Gleichstellung zuzubilligen. Da hapert es noch. Die Verwaltungslogik hat ganz andere Zeitabläufe mit Ausschreibungsverfahren, Auswahlverfahren und all diesen Dingen, die sehr konträr zu dem Agieren von Menschen steht, die sich einfach treffen, was beschließen und es dann natürlich umsetzen wollen.“

Frauke Hehl sucht nach zeitgemäßen Formen der Moderation von Prozessen, in denen unterschiedliche Interessen auf Augenhöhe ausgehandelt werden sollen. Eine kooperationsbereite Verwaltung und zum Gestalten bereite AnwohnerInnen sind grundsätzlich eine gute Voraussetzung für neue Akteurskonstellationen, die eigentlich eine breite gemeinsame Basis haben: das Interesse an einem funktionierenden Gemeinwesen und der Einsatz für ein Gemeinwohl, das weit über die Partikularinteressen einer wirtschaftlichen Verwertung innerstädtischer Flächen hinausgeht.

Wenn die anwohnerbeteiligten Parks Modellcharakter erhalten sollen, steht für Frauke Hehl außer Frage, dass in diesem Fall intensiv über neue Beteiligungsmodelle nachgedacht werden müsste und dass dann auch der Standardpflegesatz zur Verfügung stehen sollte, was bei der Laskerwiese nicht der Fall ist: „Es geht nicht, dass einfach nur Kosten gespart werden und die Bereiche ehrenamtlich abgewickelt werden. Sondern die Bürgerinnen und Bürger, die sich hier reinhängen, müssen auch ernstgenommen werden und wirklich auf gleicher Augenhöhe akzeptiert werden in der Verwaltung. Dort herrscht oft noch die Meinung vor, dass Bürger das ja gar nicht könnten. Dabei gibt es bei uns im Verein Landschaftsgärtner, gelernte Leute, Fachkräfte, die hier ehrenamtlich in der Freizeit die Fläche pflegen und viel Know how haben.“

Frauke Hehl hat nicht nur den Bürgergarten Laskerwiese mit aufgebaut. Auch der Bunte Beete Garten auf einem Schulgelände in Kooperation mit der Senatsschulbehörde, das Wriezener Freiraumlabor über das Modellvorhaben Experimenteller Städte- und Wohnungsbau oder der Nachbarschaftsgarten Rosa Rose sind neue Formen von Nutzgärten, die nicht nur zum Gärtnern gegründet wurden, sondern auch, um die anderen Bewohner/innen des Viertels besser kennen zu lernen, gerade auch die, die man sonst nicht treffen würde. Der Garten dient auch dem Anspruch auf Teilhabe an der Kiezentwicklung als zentrale Basisstation. Die neuen Gartenaktivisten wollen Nachbarschaften und die Nutzungsformen des öffentlichen Raums mitgestalten. Sie wollen Nahrungsmittel im öffentlichen Raum anpflanzen, oft mit hohem ökologischen Anspruch, barrierefrei, ohne Zäune und nur mit den allernötigsten Vorschriften. Der Garten ist eine politische Plattform, in der übergeordnete Themen diskutiert, verhandelt und praktisch umgesetzt werden. Gleichzeitig, und warum sollte das paradox sein, benötigen die neuen Formen des Gärtnerns eine Unterstützung durch die Kommune, und genau darum sind Mittlerrollen, wie z.B. Frauke Hehl eine einnimmt, in der derzeitigen Phase so unverzichtbar. Verwaltungen müssen nicht nur viel konsequenter als in der Vergangenheit Flächen freihalten, sie müssen auch in Dialoge treten mit der Zivilgesellschaft, weil hier ganz neue Gestaltungsmöglichkeiten für eine nachhaltige Stadt aufscheinen. Voraussetzung für ihre Realisierung ist zunächst eine geänderte Rahmengesetzgebung durch die Politik, so z.B. im Bundesbaurecht, das dringend erweitert werden müsste, um die neuen urbanen Nutzungsformen rechtlich abzusichern. Es ist z.B. notwendig, Regelwerke zu reformulieren, die Kleinstformen der Weiterverarbeitung und Lokalvermarktung verbieten, um so nach und nach die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass die Stadt im 21. Jahrhundert auch als Ort ressourcenschonender und das Soziale sowie Kreative fördernder Formen der urbanen Subsistenz begriffen werden kann.

Literatur

- Ax**, Christine (2009). Die Könnensgesellschaft. Mit guter Arbeit aus der Krise. Berlin: Rhombos.
- Baier**, Andrea/ **Müller**, Christa/ **Werner**, Karin (2007): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes, München: oekom.
- Bohn**, Katrin/ **Viljoen**, André (2011). Produktive Stadtlandschaft. Über ungewöhnliche Verbindungen von Stadt und Ernährung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.
- Borgstedt** Silke (2011). Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.
- Friebe**, Holm/ Ramge, Thomas (2008). Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion Frankfurt/M.: Campus.
- Horx**, Matthias (2009). Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten. München: DVA.
- Kniebe**, Tobias (2008). Selbermachen. Nicht fernöstliche Gottheiten, sondern Handarbeiten sind das neue Mantra unserer Stars. In: SZ Magazin 40/2008.
- Mees**, Carolin (2009). Urban Agriculture – Nahrungsmittelproduktion in der Stadt. In: Arch+ 196/197. Post-Oil City, S. 136-137.
- Müller**, Christa (2002). Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: oekom Verlag.

- Müller**, Christa (2011). Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.
- Müller**, Christa (Hg.) (2011). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.
- Paech**, Niko (2010a). Unabhängig leben: Strategien gegen Wachstumstreiber. In: BUND magazin 02/2010, S. 16-17.
- Paech**, Niko (2010b). Die Legende vom nachhaltigen Wachstum. Ein Plädoyer für den Verzicht. In: Le Monde Diplomatique vom 10.09.2010.
- Seidl**, Irmil/ **Zahrnt**, Angelika (2010). Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg: Metropolis.
- Reynolds**, Richard (2009). Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest. Freiburg: orange press.
- Schmid, Wilhelm (2008): Ökologische Lebenskunst. Was jeder Einzelne für das Leben auf dem Planeten tun kann, Frankfurt/M: Suhrkamp
- Sennett**, Richard (2008). Handwerk. Berlin: Berlin Verlag.
- Werner**, Karin (2011). Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstandes gegen die neoliberale Ordnung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom.

Autorin

Christa Müller, Dr. rer. soc., ist Soziologin und Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und der Stiftung Interkultur in München, Studium an den Universitäten Bielefeld, Marburg und Sevilla, langjährige Feldforschung in Lateinamerika, Spanien und Deutschland, seit 1999 für die anstiftung Forschung zu urbaner Subsistenz, u.a. in Interkulturellen Gärten und Gemeinschaftsgärten, Lehraufträge an der Universität Innsbruck und an versch. Fachhochschulen, 1998 Forschungspreis für Ökologische Ökonomie.